

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

~*~*~*Redigirt von einer Committee.~*~*~*

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. A. u. m. a. n. n.'s Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 924 Lloyd Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gel-der sind zu adressiren: Rev. Th. Jäkel, Milwaukee, Wis.

18. Jahrg. No. 1. Milwaukee, Wis., den 1. September 1882. Lauf. No. 441.

Inhalt. — Auf den Weg. — Vorwort. — In böjer Herberge. — „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses.“ — Was lest ihr? Was laßt ihr eure Kinder lesen? — Ein großer Vortheil für das Kind, wenn Haus und Schule einig sind. — Die sieben Schläfer. — Missionsfest. — Kirchliche Nachrichten. — Büchertisch. — Conferenz-Anzeige. — Bekanntmachung. — Berichtigung. — Quittungen.

Auf den Weg.

In Gottes Namen, liebes Blatt,
Zieh' deines Wegs durch Land und Stadt.

Zieh' deines Wegs Jahr aus Jahr ein
Durch Wettersturm und Sonnenschein.

Halt Einkehr ohne Unterschied,
Wo immer man dich gerne sieht,

Sei's in des Reichen Prunkgemach,
Sei's unterm niedern Hüttendach,

Sei's in des Hausstands Freud und Leid,
Sei's in der Wittwenheimsamkeit.

Gott lasse dich für Groß und Klein,
So oft du kommst, zum Segen sein,

Zum Segen schon für diese Zeit,
Zum Segen für die Ewigkeit.

G.

Vorwort.

Der Schreiber des „Gemeinde-Blattes“ besitzt unter seinen Büchern eine alte Geographie. Das Buch umfaßt 624 Folioseiten, ist gedruckt im Jahre 1587, und befand sich, wie eine Inschrift besagt, im Jahre darauf, 1588, in der Bibliothek des Jesuitencollegiums zu Ingolstadt. Der gelehrte Mann aber, der diese Geographie, die in griechischer Sprache verfaßt ist, geschrieben hat, lebte zu einer Zeit, wo es weder gedruckte Bücher noch Jesuiten noch ein Ingolstadt gab; er lebte nämlich zur Zeit des Kaisers Augustus und des Kaisers Tiberius, unter denen Christus der Heiland geboren wurde und am Kreuz gestorben ist für alle Welt und auch für den armen Heiden, der dies Buch geschrieben hat und den Namen Strabo trug. Von Amerika, das damals schon zwischen den beiden großen Weltmeeren lag, die heute noch seine Ostküste und Westküste bespülen, wußte der alte Strabo nichts, und er hat deshalb davon auch nicht geschrieben. Als aber der gelehrte Isaac Casaubonus diese gedruckte Ausgabe der Geographie des Strabo besorgte, da war Amerika ent-

deckt, und es finden sich in dem großen Buche zwei große Karten, die ebenfalls im Jahre 1587 gezeichnet sind und die zwei Halbkugeln der Erde, die östliche und die westliche, darstellen. Auf diesen Karten sind die Erdtheile Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien abgebildet, und nach dieser Abbildung ist der größte von allen Erdtheilen Australien, das von Süd-Amerika nur durch eine schmale Meerenge getrennt und fast so groß ist wie alle übrigen Erdtheile zusammengenommen. Von Wisconsin und Minnesota ist auf dem Bilde von Nord-Amerika nichts gesagt; der einzige der heutigen Vereinigten Staaten, dessen Name auf dieser Karte steht, ist Florida, womit aber hier das ganze Gebiet der jetzigen Südstaaten bezeichnet ist. Quer durch Nord-Amerika, etwa von der Gegend am Felsengebirge, wo jetzt Denver in Colorado liegt, zieht sich in nordöstlicher Richtung ein gewaltiger Strom, der hier schon den Namen S. Lorenzo trägt; von den großen Seen aber, deren einer unser Michigan See ist, weiß diese Karte nichts zu sagen. Ist auch nicht zu verwundern. Wo sollte doch genaue Kunde von diesem Theil der Erde damals herkommen? War doch das ganze nord-amerikanische Festland eine heulende Wildniß, in der die rothen Ureinwohner in der finstern Nacht des Heidenthums lebten und starben.

Und jetzt? Jetzt leben auf demselben Gebiet mehr als fünfzig Millionen Abkömmlinge der christlichen Völker Europas, und über das weite Land hin sind unzählige Kirchen gestreut, die dem dreieinigem Gott geweiht sind, darunter viele Hunderte solcher, in denen Gottes Wort und Luthers Lehr lauter und rein verkündigt wird und in deutscher Zunge die herrlichen Lieder unserer Kirche stark und voll erklingen, und viel Tausende lutherischer Kinder lernen ihren Katechismus in deutschen Gemeindefschulen, und das alte griechische Geographiebuch, in welchem nichts von Amerika geschrieben steht, außer auf der alten Karte, die von Wisconsin und Minnesota nichts weiß, steht unter den Büchern eines Lutheraners, der am Ufer des Michigan-Sees, von dem jene Karte auch noch nichts weiß, in einer Stadt mit einem Duzend großer lutherischer Gemeinden in einem lutherischen Seminar deutschredende Jünglinge in der heiligen Theologie unterweist und für Tausende in lutherischen Gemeinden gesammelter Glaubensgenossen im Westen Amerikas ein „lutherisches „Gemeinde-Blatt“ schreiben darf! Wahrlich wenn die gefangenen Juden in Babylon, dem Lande, das ihren Vätern fremd gewesen war, an den Wassern saßen und weinten, wenn sie an Zion gedachten, und ihre Harfen vor Kummer nicht rühren mochten, sondern sie

an die Weiden hängten im fremden Lande, so sollten wir lutherischen Christen in Amerika fröhlich in die Harfen greifen und einen Lobgesang nach dem andern anstimmen zum Preise dessen, dem die Erde gehört, und was drinnen ist, und der seine Wunder überall und große Dinge thut, und auch an uns und unsern Kindern so Großes gethan hat und noch täglich thut. Und wenn nun ein Blatt wie unser „Gemeinde-Blatt“ hier im Westen Amerikas an lutherischer Christen Thüren klopf und ihnen Jahr aus Jahr ein erzählen möchte von dem, was Gott durch sein lauterer Evangelium hier im fernen Abendlande und sonst auf dem Erdkreis wirkt und schafft: in Kirchen und Schulen und Gemeinden, und im Namen zweier rechtläubiger Synoden Zeugniß ablegt von der heilsamen Gnade Gottes und ermahnt zu einem Wandel, der würdig ist unseres Berufs, zum treuen Festhalten an dem, das uns vertraut ist, und zu frischem und fröhlichem Eintreten für die Reichsache unseres Gottes zu Ehren seines Namens — sollten sich da nicht die Thüren aufthun und Herz und Mund es willkommen heißen?

Freilich hat nicht nur Gott der Kirche des reinen Evangeliums hier eine Stätte bereitet, wo in nicht gar ferner Vergangenheit noch eine Wüste war, sondern es hat auch der Lügner von Anfang, der alte böse Feind eine Fluth von allerhand gefährlicher Schwärmerei über unsern Erdtheil hereingeführt, mancherlei Unkraut unter den Weizen gesät, seine Kapellen neben die Gotteshäuser gebaut, und nichts wäre ihm lieber, als wenn er das geistliche Paradies, das Gott in Gnaden sich auf dieser Seite des Wassers gepflanzt hat und pflegt, zur geistlichen Wildniß machen könnte; ja wenn es nach seinem Rath und Willen ginge, so würde man auch auf der genauesten Karte der neuen Welt die Orte mit Gemeinden des reinen Evangeliums eben so vergeblich suchen, wie auf der Karte in unserm alten Buch unsere Stadt am Michigan-See. Der Fürst dieser Welt hat unter Gottes Zulassen die Geographie des Erdkreises schon arg verändert. Wo sind doch die blühenden Gemeinden, von denen die Offenbarung Johannis redet? Wo ist die Gemeinde, da die Jünger zuerst Christen genannt wurden? Was ist aus den Gemeinden geworden, an welche St. Paulus seine Briefe schrieb, den Gemeinden zu Corinth, Galatien, Ephesus, Philippi, Thessalonich, Colossa, der Gemeinde zu Rom? Den Türken und den Papst hat Satanas über sie gebracht. Zwar die Pforten der Hölle sollen Christi Kirche und Gemeine nicht überwältigen; sie muß bleiben und seinen Tod verkündigen, bis daß er kommt; denn er hat es verheißen. Aber daß gerade an einem bestimmten

Ort, der Garten blühen müsse, bis am letzten Erdentag die Sonne der Herrlichkeit daherbricht, ist nirgends unbedingt verheißt. Darum sollen wir nüchtern sein und wachen und die Gefahren, welche den Gemeinden Gottes drohen, zu erkennen suchen. Und wenn nun ein Blatt wie das „Gemeinde-Blatt“ auf solche Gefahren aufmerksam macht und davor warnt und Schäden, an denen die Christenheit besonders in unsern Tagen krankt, aufdeckt und auf die Mittel zu ihrer Heilung hinweist und so den lutherischen Christen nach Nothdurft an die Hand geht, da sollten doch die, denen zu Lieb es geschieht, wenn sie recht klug sein wollen, mit beiden Händen zugreifen, und sich den Vortheil, der sich ihnen bietet, nicht entgehen lassen, und wahrlich die geringen Kosten nicht scheuen.

Dazu kommt aber noch ein s. Daß hier in Amerika die Kirche der Reformation so lieblich erblüht ist, das hat Gott zuwege gebracht, nicht auf die Weise, daß er etwa eine Schaar heiliger Engel gesandt hätte zu predigen das ewige Evangelium, sondern durch Menschenmund hat er sein Wort verkündigen lassen. Wie er, der ja auch ohne Menschenhände zu gebrauchen wogende Aehrenfelder dahervachsen lassen und aus Steinen Brot machen konnte, dennoch Saat und Ernte von Menschenhänden bestellen läßt und auf diese Weise da, wo früher Urwald stand, lachende Fluren und reiche Erntefelder hat entstehen lassen, von denen Menschen und Vieh zu vielen Tausenden ihre Nahrung finden, so will er auch die Ausfaat des geistlichen Samens, der Frucht bringt ins ewige Leben, durch Menschen bestellen lassen. „So kommt der Glaube aus der Predigt,“ schreibt St. Paulus an die Römer. Er schreibt auch: „Wie sollen sie predigen, so sie nicht gesandt werden?“ Wie aber die ersten Ansiedler, die zuerst den Pflug durch Amerikas Boden getrieben haben, längst ihre müden Glieder in diesem Boden haben zur Ruhe legen lassen und auch die ersten Säelente irdischen Samens hier in unserm Nordwesten zum großen Theil vor der Sichel des Todes die Häupter geneigt haben, so bleiben auch die Arbeiter am Wort und an der Lehre im geistlichen Ackerwerk Gottes hier so wenig wie anderswo ewig an ihrem Posten; es kommt auch für sie die Zeit der Ablösung, da sie eingehen zur Ruhe. Und wie immer neue Strecken unseres Landes urbar gemacht und unter den Pflug und die Sichel gebracht werden, so soll auch die Saat des göttlichen Wortes in immer weiteren Kreisen ausgestreut werden. Aus diesen beiden Ursachen ist es nöthig, daß immer neue Kräfte ins Feld gestellt, immer neue Prediger ausgesandt werden, des Herrn Werk zu treiben. Die wachsen aber so wenig und noch weniger als Weizen und Roggen von selbst; zu ihrer Ausbildung müssen Pflanzschulen da sein und erhalten werden. Und auch diese hat uns Gott in Gnaden beschert, und gerade unser „Gemeinde-Blatt“ hilft durch den Ueberschuß, den es erzielt, Jahr aus, Jahr ein unsere Pflanzschulen zur Ausbildung treuer und geschickter Prediger des Evangeliums erhalten, und je mehr unter unsern lutherischen Brüdern und Schwestern dies Blatt lesen und bezahlen, desto kräftiger wird die Unterstützung, die durch dasselbe unserer Anstalt zur Ausrüstung frischer Arbeiter im Ackerwerk unseres Gottes zukommt.

Seht, ihr lieben lutherischen Mitchristen, wie viel Ursache ihr habt, unser liebes „Gemeinde-Blatt,“ das heute ein neues Arbeitsjahr unter euch antritt, von Herzen willkommen zu heißen und auch eure Freunde und Nachbarn, die es etwa noch nicht haben und halten, zu ermuntern, daß sie diesem in mancherlei Weise so nützlichen Gast auch ihre Thüren aufthun. Auf diese

Weise könnt ihr euch selbst und euren Hausgenossen, euren Verwandten und Bekannten, und zugleich eurer lieben lutherischen Kirche und Tausenden die, euch unbekannt, zu derselben gehören, oder noch zu derselben kommen werden, einen Dienst leisten, den Gott nicht ungesegnet lassen wird. G.

Zu böser Herberge.

Erzählung aus dem zwölften Jahrhundert.

I.

Nach Italien.

Kennt du das Land, wo die Zitronen blühen,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühen,
Ein sanfter Hauch vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht, —
Kennt du es wohl?

Nach Italien, dem Lande des blauen Himmels, der immer grünen Bäume und der Purpurblumen, hat es die Deutschen von alten Zeiten her wie mit Zauberzorn gezogen. Seit Karl der Große zu Rom die Krone der römischen Kaiser empfangen hatte, war es das stets wiederholte Streben der deutschen Könige, zu Rom gekrönt zu werden. Erst diese Krönung verlieh den Kaisertitel und die Herrscherrechte in einem großen Theile Italiens. Aber eben diese Besitzungen und Herrscherrechte in Italien gaben Anlaß zu steten Streitigkeiten und in Folge derselben zu immer neuen Kriegszügen nach Italien. Tausende von deutschen Männern und Jünglingen sind auf diesen Zügen den Kaisern nachgefolgt — um in Italien ihr Grab zu finden.

„Nach Welschland!“ so erscholl anno 1166 abermals der Ruf durch die deutschen Gaue. Kaiser Friedrich der Erste, der Rothbart, wollte die unruhigen Lombarden zum Gehorsam zwingen und bei einer zwistigen Papstwahl eine gewaltthätige Entscheidung herbeiführen. Durch Schwaben, wo des Kaisers anererbte Güter waren, ritt jetzt der Kriegsfroh, um die Lehensritter in die Waffen zu rufen. Manah ein kampfmüthiger Jüngling empfing ihn mit Freuden, voll von Begierde, das schöne Land zu sehen, von dem die Väter so vieles erzählten. Schrecken aber und Trauer brachte die Erscheinung des Kriegsfrohns auf andern Burgen, wo es Familienväter waren, die jetzt Heresfolge leisten sollten. Manah edle Frau nahm Abschied von dem Gemahle, von dem Vater ihrer Kinder, um ihn nicht wieder zu sehen, und die gereiften Männer wußten auch gar wohl, welche Gefahren das deutsche Heer in jenem Lande erwarteten.

Unter diesen war auch Herr Hartmann von Siebeneichen. Er war ein nur mäßig begüterter Ritter ohne besonderes Ansehen, aber geachtet wegen seines tadellosen Charakters und glücklich im Besitze einer liebevollen Gattin und blühender Kinder. Seine Burg, wenn auch kein stolzes Grafenschloß, schaute an der Wertach unweit von der Augsburg gelegen, von sonniger Höhe frei auf das grüne Land hinab. Im Thale am kleinen Fluß lag ein friedliches Dorf, das sammt mehreren Mühlen und Höfen zu seiner Grundherrschaft gehörte. Als gerechter und billiger Herr wurde der Ritter von allen Insassen des Dorfes und Gutes geliebt und geehrt.

Machte es dem Ritter die Liebe zu Weib und Kind, zu der angestammten Burg seiner Väter auch schwer, sich von seinem Besitze und seiner Familie loszureißen, so hatte er doch nicht, wie manch ein anderer, Vorwände gesucht, um seine Lehenspflicht gegen den Kaiser zu umgehen, sondern ohne Säumen zum Kriegs-

zuge sich gerüstet. Nachdem er unter seinen Knechten und Dienstmännern zwölf der tüchtigsten auserlesen und mit Waffen und Rossen für den Kriegszug versorgt hatte, ordnete er noch aufs sorgfältigste die Angelegenheiten seiner Familie und Gutsangehörigen.

So war der Morgen des Aufbruchs herangekommen. Der Abschiedsgottesdienst in der Schloßkapelle war zu Ende, und der Kaplan ertheilte den Segen. Der Ritter mit den Seinigen verließ die Kapelle; ihm folgten auf dem Fuße die zwölf Dienstmänner. Die übrigen Andächtigen drängten sich ihm nach, um unter Thränen den letzten Abschied von Söhnen, Brüdern, Gatten und Vätern zu nehmen. Auch der Ritter, der nicht mehr in die Burg zurückkehrte, reichte der Gemahlin die Rechte zum letzten Lebewohl. Frau Wendelgard war bisher stark geblieben; jetzt vermochte sie es nicht mehr. „Werden wir uns, werden deine Kinder ihren Vater auch wiedersehen?“ rief sie, ihn umklammernd, in bitterem Schmerze aus.

„Das steht in Gottes gnädiger Hand. Laß uns ihm vertrauen, Wendelgard! Erhalte unsern Kindern die Mutter und gebiete deinem Gram!“ sprach der Ritter, indem er sie auf die Stirne küßte und sich dann sanft losmachte.

Noch einmal drückte er jedes der Kinder ans Herz. Dann schwang er sich rasch in den Sattel seines Rosses, das der Burgvogt am Zügel hielt.

Seinem Beispiele folgten die sämmtlichen Dienstmänner. „Gott geleite Euch!“ tönte der Ruf der Zurückbleibenden nach und ward übertönt von der Trompete, die in muthigem Kriegsruf erklang, während die kleine Schaar den Burgpfad hinabritt. Ihr antwortete vom Thurme das Horn des Wächters, der in langgezogenen, wehmüthigen Tönen ein Abschiedslied blies.

II.

Die Hütten der Verlassenen.

Auf dem Erker, der den Blick weit hinab in das Thal schweifen ließ, stand Frau Wendelgard mit ihren Kindern. Thränenlos, starr und bleich schaute sie den Wegziehenden nach. Jetzt hatten diese die Spitze des Berges erreicht; der Ritter wandte sich um und winkte noch einen Gruß zu der Burg empor; Frau Wendelgard schwenkte ihr weißes Tuch zum Gegengruß; die Kinder ließen ihre Tücher nach Kräften flattern, um dem Vater noch ein Zeichen zu geben.

„Seht!“ rief jetzt Agnes, das älteste Töchterlein, „das ist der Helmbusch des Vaters! — Nun nimmt sie der Wald an; wir sehen sie nicht mehr.“

„Wir sehen sie nicht mehr!“ hallte es schmerzlich wider in der Seele der verlassenen Frau; sie trat vom Fenster zurück. Die Landschaft in aller Lieblichkeit eines hellen Septembertages hatte keinen Reiz mehr für sie.

Eben kam Cordula, das junge Dienstmädchen, und reichte der tiefbetäubten Herrin, um sie aufzuheitern, den Säugling hin. Auf dem Schoße der Mutter liegend lachte und lächelte das Kind zu ihr empor. Nur um so schmerzlicher flossen ihre Thränen. „Armes Kind, das seinen Vater nicht gekannt hat! — O meine Kinder alle, sie empfinden noch nicht, was sie verloren haben!“ sprach sie für sich.

Die Amme mahute nun, daß es Zeit sei, dem Kleinen das Bad zu geben, und die Mutter erhob sich, um dies selbst zu besorgen. Während die junge Dienstmagd das Nöthige herzubachte, fielen der Burgfrau die rothgemeinten Augen derselben auf. Sie fragte, ob dieselbe etwa einen Bruder oder nahen Verwandten unter den ausgezogenen Dienstmännern habe.

Die Maid zögerte verlegen mit der Antwort; Gertrud aber, die alte Amme, fiel ein: „Kordula hat sich verlobt mit Kurt, dem Waffenknecht. Warum willst du's nicht sagen, Mägdlein? haben ja doch die Eltern beide das Jawort gegeben. Man wollte nur die Einwilligung der gnädigen Herrschaft noch einholen — da ist der Kriegsruf ergangen und Kurt hat mit dem Ritter hinwegziehen müssen!“

Das Schluchzen der Maid bestätigte die Aussage der alten Gertrud. Mit rasch erwachter Theilnahme aber blickte die Edelfrau auf die Dienerin, in der sie, ohne es geahnt zu haben, eine Gefährtin des eigenen Schmerzes neben sich sah. Ihre Thränen hörten auf zu fließen, indem sie das Mägdlein sanft tröstete: „Verliebe die Hoffnung nicht, Kind, und bete fleißig für die Weggezogenen! Wenn eines Tages mein Gemahl heimkehrt, Kordula, und Kurt mit ihm, dann will ich selbst dich ausstatten, und Kurt soll ein schön Stück Feld von dem Ritter bekommen, und wir wollen selbst bei der Hochzeit zugegen sein!“

Ein Lächeln glitt bei diesen Worten der Herrin über die glühenden Wangen der Maid, auf denen die Thränen noch nicht vertrocknet waren.

„Sind auch verheirathete Männer unter den Dienstmannen des Ritters?“ fragte Frau Wendelgard, deren Theilnahme einmal geweckt war, weiter.

„Zwei,“ antwortete die Maid; „Konrad, der Schmied, läßt ein junges Weib zurück und ein Kind; Hans, der Rinderhirte, ein Weib mit vier Kindern.“

„Ich will die beiden Weiber besuchen; du kannst mich hinführen, Kordula!“ sprach Frau Wendelgard. Sie küßte den Säugling, der eben entschlummerte, und rief ihre Töchterchen, die erfreut die Arbeit niederlegten, um die Mutter zu begleiten. Kordula folgte, um der Edelfrau die Wohnungen zu zeigen.

Gleich am Eingange des Dorfes traten sie in die Wohnung des Schmiedes, deren Einrichtung eine gewisse Wohlhabenheit zu erkennen gab. Un so trauriger war der Anblick des jungen Weibes, das todtenbleich neben der Wiege eines Kindes saß und die eintretende Edelfrau unbeweglich, wie eine Bewußtlose, anstarrte.

„Ich suchte dich auf, um dich zu trösten,“ begann Frau Wendelgard, vom Anblick dieses wortlosen Schmerzes ergriffen; „du mußt wie ich den Mann, den Vater deines Kindes, hinwegziehen sehen.“

„Ja er ist hinweg, hinweg auf immer!“ brachte das Weib endlich mit tonloser Stimme hervor.

„Auf immer? O nein; er kann froh und glücklich wiederkehren —“ tröstete die Edelfrau, aber beharrlich wies das arme Weib jedes Hoffnungswort von sich; „ich werde ihn nicht wiedersehen, ich weiß es; — er weicht niemals zurück, er steht und kämpft, bis er fällt!“ Und abermals schaute sie starr und stumm vor sich nieder.

„Und ihr waret glücklich zusammen?“ fragte Frau Wendelgard wieder.

„O, wir waren glücklich! glücklich — und nun ist's vorbei —“ seufzte die Unglückliche in ihrer wortfargen Weise.

„Und du bist so allein an diesem schmerzvollen Tage? Hast du keine Eltern und Geschwister, die dich trösten?“ forschte Frau Wendelgard theilnehmend weiter.

„Ich habe weder Eltern noch Geschwister, war eine Waise, da Konrad mich in sein Haus einführte. Und nun werde ich bald eine Wittwe sein und habe niemand mehr auf der Welt — niemand als dies hilflose Kind!“ Abermals wandte das arme Weib sich ab,

als wollte sie nicht mehr gefragt sein, von niemand auf der Welt weiter wissen. Da rief Jutta, die zur Wiege getreten war, während ihre Schwester mit einer gewissen Scheu das bleiche Weib betrachtete: „Sieh doch, Mutter, wie schön das Kindlein in der Wiege liegt!“

Das Lob ihres Kindes fand Eingang im Herzen der Unglücklichen; „'s ist ein Knabe,“ sprach sie; „schön wie sein Vater, und er wird stark und kühn werden wie er, — mein armer, vaterloser Knabe!“

„Der Segen Gottes möge walten über dem Kinde; sein Schutz möge auch über seinem Vater und allen Kriegsgenossen sein! Und du, denke daran, daß du im Himmel und auf Erden nicht verlassen bist! Ich will dir Mutter sein. Komm, so oft du Hilfe, Rath oder Trost begehrst, zu mir auf die Burg! Wenn ich Botenschaft aus Welschland erhalte, so will ich sie dir mittheilen.“ Mit diesen warmen Worten schied sich Frau Wendelgard an, die Hütte zu verlassen.

„Werdet Ihr dies thun? Und werdet Ihr Nachricht erhalten?“ fragte das junge Weib lebhaft.

„Sicher; sobald eine Gelegenheit sich darbietet, will mir der Ritter einen Brief zusenden,“ sprach die Edelfrau, dem jungen Weibe zum Abschiede die Hand reichend, welche diese schüchtern faßte. Obwohl noch tief traurig, war sie doch aus der starren Verzweiflung ihres Schmerzes so weit geneckt, daß sie die Ritterfrau bis über die Schwelle der Hütte zu begleiten vermochte.

„Ich werde Nachricht von ihm erhalten. Nachricht aus Welschland!“ Das war der Hoffnungstrahl, mit dem die arme Verlassene in die Hütte zurückkehrte.

Tief bewegt ging die Edelfrau weiter zur Hütte des Hirten, die am entgegengesetzten Ende des Dorfes war. Hier war Armuth zu Hause, das zeigte sich in der geringen Einrichtung der Hütte, die gleichwohl reinlich gehalten war. Das Hirtenweib, in mittleren Jahren stehend, theilte eben vier Kindern den Hafereib aus, der ihr Mittagessen ausmachte. So traurig das arme Weib sichtlich war, so erschien sie doch gefasster, als ihre Leidensgefährtin. Ehrerbietig empfing sie die Ritterfrau und rühmte derselben, daß der Ritter für die Zeit, in welcher der Versorger der Familie fern sein sollte, sie von allen Abgaben und Fronen freigesprochen habe. So hoffe sie die Kinder doch redlich durchzubringen, da der zwölfjährige Knabe schon des Vaters Hirtenamt versehen könne.

Frau Wendelgard versprach, ihr über den Winter noch Verdienst durch Spinnen zu geben, auch sich der Kinder besonders anzunehmen, und dankbar empfing das Hirtenweib das Versprechen.

„Was das für eine Freude sein wird, wenn der Vater zurückkehrt und er sieht die Kinder so herangewachsen!“ lächelte sie wehmüthig; „seht, edle Frau, das halte ich mir heute schon vor, damit die Traurigkeit mich nicht übernehme. Denn wißt, ich hoffe fest darauf, daß mein Mann noch wohlbehalten zurückkehre.“

„Halte nur fest an dieser Hoffnung,“ sprach die Edelfrau, von der Zuversicht des armen Weibes selbst ermunthigt.

Sie fühlte ihr Herz durch diesen Gang erleichtert. Indem sie an fremdem Schmerze Theil genommen hatte, vermochte sie den eigenen mehr zu überwinden, und etwas von der frohen Zuversicht des armen Hirtenweibes theilte sich ihr mit.

III.

Im Lager zu Augsburg.

Das war ein buntes Treiben zu Augsburg, wo das Heer sich gesammelt hatte! Von den Thürmen der

Stadt wehten grüßend die kaiserlichen Fahnen. Durch die gastlich geöffneten Thore strömten die bewaffneten Scharen aus und ein. Auf dem Pech, der längs der Stadtmauer vorüberströmte, tummelten sich unzählige Mähen, und auf dem grünen jenseitigen Ufer, der Stadt gegenüber, waren hunderte von lustigen Zelten für das Heer aufgeschlagen worden. Es hatten Waffenschmiede ihre Essen erbaut und waren vollauf beschäftigt, da gar mancher der Abziehenden etwas an der Rüstung zu verbessern oder noch eine neue Waffe zu kaufen hatte. Goldschmiede boten Helmszieraten, Kaufleute schöne Waffentrübe zum Verfaufe an. Bäcker, Metzger und Schenkwirthe sorgten für die Bedürfnisse des Augenblicks und fanden lebhaften Zuspruch.

Dazwischen ertönten Saitenspiel und fröhliche Gefänge. Da und dort flackerten lustige Feuer auf und dienten dazu, ein ganzes Kalb oder Schwein zu braten. War auch unter den Rittern und Knechten mancher verheirathete Mann, der sich gar schwer von Hause losgerissen hatte — jetzt waren alle Abschiedsgedanken zurückgedrängt. Man freute sich des Wiedersehens mit so manchem alten Waffengefährten, frischte Jugendbündnisse auf und schloß neue Bekanntschaften.

Mitten in diesem geräuschvollen Gedränge stand Hartmann von Siebeneichen vereinsamt vor seinem Zelte. Der Ernst des Abschieds mochte noch in seiner Seele nachwirken, denn während er in das Menschengetübel blickte, in das er sich nicht mischen mochte, drängten sich ihm ernste und traurige Gedanken auf. Von all diesen kraftvollen Männern, von diesen heitern Jünglingen, wie wenige durften wohl die Heimath wieder sehen? Wie viele sollten ein frühes Grab im gepriesenen Welschland finden!

(Fortsetzung folgt.)

„Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses.“

Einem Missionar auf Tortola war, als er in einer Kapelle predigte, sein Pferd, das draußen angebunden war, fortgelaufen. Er mußte in einem Fischerboot nach Hause zurückkehren. Ein schwaches Negerweib von 70 Jahren kam und bat um eine Ueberfahrt nach einer kleinen Insel, einem öden Landstück, zwei Meilen vom Lande. Während der Fahrt erzählte die Frau, daß sie jeden Mittwoch Abend allein und zu Fuß von der Insel herüberkäme, die Predigt zu hören, und auch so wieder heimkehre. Eine Felswand zog sich nämlich von der Insel bis zum Festlande 1—3 Fuß unter der Wasserfläche hin. Diese gefahrvolle, nasse Straße wanderte das Weib, nur einen Stab in der Hand, um ihren Weg in der Finsterniß der Nacht und unter dem Wasser zu fühlen, zum Hause Gottes, in mancher dunklen Nacht, in manchem tausenden Winde. In ihrem Herzen lebte etwas von dem Worte: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt!“

In der englischen Kolonie Barbice in Süd-Amerika hatte das Regenwetter beinahe schon drei Monate gedauert; kaum waren die Wege noch für Fuhrwerke passierbar. Aber Regen und schlechte Straßen hielten die gläubigen Neger vom Besuch der Kirche nicht ab. So kam ein junges Weib, das nur ein Bein hatte, mit ihren Krücken drei Meilen weit jeden Samstag Abend und legte sich in der Kapelle schlafen, um am Sonntag Morgen zur rechten Zeit und mit frischer Kraft zum Gottesdienst erscheinen zu können. Bei jedem Schritt, den sie auf dem weiten Weg machen mußte, sanken ihre

Krücken in den Noth. Zehn bis zwölf Zoll hinauf waren sie ganz mit Lehm überzogen.

Eines Sonntags kam auch ein alter blinder Mann, von einem jungen Kreolen geführt, sieben Meilen weit zur Kirche. Die Wege waren so schmutzig, daß er trotz des Führers noch einen Stecken brauchte, um voran zu kommen. Es war nicht Neugierde, die Kapelle oder den Geistlichen zu sehen, was ihn zu dieser Reise bewog; er war ja blind; sondern die Begierde erleuchtet zu werden an den Augen des inwendigen Menschen. Pf. 84, 3.

Eine alte Negerwitwe in St. Cruz gestand: Heute früh haben meine Füße zu mir gesagt: Gehe nicht in die Kirche, du bist zu schwach, du könntest auf dem Wege liegen bleiben! Da antwortete ich: Ich will auf das Gebot des Herrn hören und nicht auf euch! sagt doch der Herr: „Gehe, ich will dich stärken!“ Und ihr Füße! die ihr mich in meiner Jugend täglich auf den Weg der Sünde getragen habet, sollt nicht mehr euren Willen haben! So ging ich zur Kirche, erbaute mich an Gottes Wort und kehrte mit des Herrn Hilfe wieder glücklich nach Hause zurück.

Was lest ihr? Was laßt ihr eure Kinder lesen?

Unter dieser Ueberschrift haben mehrere Gesellschaften in der Schweiz, die sich die Bekämpfung unsittlicher Schriften zur Aufgabe gestellt haben, einen gemeinsamen Aufruf erlassen. Derselbe liegt uns in einer italienischen Uebersetzung vor, nach welcher wir ihn, da er viel Beherzigenswerthes enthält, zunächst unsern Lesern verdeutschen, worauf wir noch einige Worte hinzuzufügen wollen. Der Aufruf lautet:

Th eure Mitbürger!

Wir möchten eure Aufmerksamkeit auf eine der größten Gefahren der Zeit, in der wir leben, lenken. Dazu treiben uns zwei Ursachen, nämlich das Wohl unserer Kinder und das unseres Vaterlandes.

Eine wahre Pest abscheulicher Schriften ist über uns hereingebrochen. Wir meinen zunächst jene Romane, welche unter dem Vorwand, als wollten sie den Menschen und die Natur zeichnen, beide mit Schmach belegen, besonders indem sie die Schändlichkeiten der Menschen vor aller Welt bloßlegen. Als nicht minder schädlich für das Heil der Seelen erscheinen uns die, welche das Laster in poetisches Gewand kleiden und in schöner Sprache die rohe Lust feiern, während sie schweigen von dem Weh und der Schande, welche die Sünde als Lohn in ihrem Gefolge hat. Solche Schriften sind ein Sauerteig der Entfittlichung; sie entfesseln, um es offen zu sagen, die unreinen Leidenschaften, und wir bezeichnen sie mit vollem Recht als *schlecht* im ganzen und vollen Sinn des Worts. Vermöge dieser ihrer Beschaffenheit sind sie eine Gefahr für alle, besonders für die städtische und ländliche Jugend. Deutet euch einen Jüngling von fünfzehn Jahren, der eins dieser Bücher (oder eine dieser Zeitschriften) aufschlägt. Er liest es, ja verschlingt es. Das Böse wird ihm in verführerischer und unwahrer Gestalt vor Augen gemalt, und wenn er zu Ende gelesen hat, ist sein Gewissen zerrüttet und abgestumpft und er hat unreine Gefühle kennen gelernt, die ihm bis zu diesem Augenblick fremd waren. Die heiligen Gefühle, der Glaube, sind in seiner Seele wankend geworden. Der Ehrgeiz, der Durst nach Vergnügungen, die Neigung zum Spiel ist in ihm erwacht. Seine Zukunft steht in Gefahr. Und hat er nun noch den verruchten Roman vielleicht auf dem Tisch seines Vaters oder seiner Mutter, im Litera-

turblatt oder im Beiblatt zur Zeitung, gefunden, — welch ein Aergerniß ist das! Wie groß ist die Gefahr, daß das väterliche oder mütterliche Ansehen in seinen Augen auf immer dahin ist!

Thatsachen, ja die traurigsten Thatsachen beweisen, daß wir nicht übertreiben.

Schreckliche Verbrechen von Kindern begangen haben in jüngster Zeit die Welt mit Entsetzen erfüllt. Und wer ist dabei als Mitschuldiger offenbar geworden? Das verruchte Buch, das verderbliche Buch. Was besagt das? Wenn schlechte Lectüre in jenen Seelen Anlaß geworden ist zu schrecklichen Thaten, wird nicht dieselbe in tausend Anderen, wenn auch weniger augenfällig, dieselben schrecklichen Resultate herbeigeführt haben?

Seht, welche leichtfertigen Bilder und Figuren in den Buden ausgestellt sind, welcherlei Drucksachen auf unsern Eisenbahnstationen verkauft werden, Drucksachen, deren Titel schon zur Entzündung der niedrigsten Triebe dienen. Denkt nur, welch schmutzige Berichte in unsere Lesezimmer, in unsere Häuser in der Stadt und auf dem Lande, und schließlich in die hochgelegenen Dörfer unserer Berge dringen, und sagt, so lieb euch die Sache der Sittlichkeit des Volks ist, ob ihr nicht Ursache habt beunruhigt zu sein. Solches ist die Gefahr, die euren Kindern mit der reinen Stirne und dem heiterem Antlitz droht, indem sie der Befleckung durch ein ungesund-Buch oder durch den Anblick eines unkeuschen Bildes ausgesetzt sind.

Was sollen wir thun um solches Unheil zu vermeiden? Sollen wir die Hände in den Schoß legen? Sollen wir schlafen? Nimmermehr! Laßt uns die klägliche Unthätigkeit abschütteln. Unsere Pflicht ist, zu kämpfen; unsere Hoffnung ist, mit Gottes Hilfe zu siegen.

Und woher sollen wir die Waffen nehmen, als eben von dem Herd der Familie, die in ihren heiligsten Interessen direct bedroht ist? Väter, Mütter und Lehrer, laßt uns zusammen einen heiligen Bund schließen gegen die unsittlichen Bücher.

Laßt uns die Lectüre unserer Kinder überwachen und leiten. Hinweg mit den saft- und kraftlosen Büchern, die kein Verdienst haben als die gute Absicht, und die Tugend entweder lächerlich oder langweilig machen. Laßt uns nicht den Büchern, in welchen die Einbildung maltet, den Ehrenplatz einräumen, der ernsten, gehaltvollen, lehrreichen Werken gebührt. Laßt uns mit Entschiedenheit jene verdächtigen Bücher fernhalten. Falls je unser Beruf es mit sich bringt, daß wir sie lesen, lassen wir sie doch nie den theuren Wesen in die Hände fallen, welche Gott uns anvertraut hat, wie wir sie nicht mit Phosphor oder Arsenik umgehen lassen. Denn wenn ihnen das Böse vor Augen kommt, erscheint es ihnen wenigstens in seinen wahren Farben, so daß sich ihr Gewissen darüber empört und dagegen Protest erhebt. In solchem Falle werden sie gerüstet sein, es zu beslegen oder verständig genug, es mit Verachtung von sich zu stoßen.

Werfen wir noch einen Blick auf unser liebes Vaterland. Dasselbe ist einer schrecklichen Invasion ausgesetzt. Frankreich — jenes Land, welches seit langer Zeit seine wissenschaftlichen und literarischen Schätze bietet, unter deren ersten Bewunderern wir sind — Frankreich überfluthet uns wiederum mit Werken von losen Tendenzen, mit leichtfertigen und gefährlichen Romanen. Laßt uns diesem Feind, so friedsam er aussieht, Widerstand leisten. Mit Recht wird der Handel mit gesundheitschädlichen Weinen und Speisen verboten; ebenso laßt uns die fremden Bücher einer

strengen Prüfung unterwerfen. Man spricht von der Bewahrung guter nationaler Gebräuche. Laßt uns das Gesetz Gottes und sein Evangelium bewahren, welches die Grundlage der Familie und des Volkes bildet, deren Umsturz zu blutigen Katastrophen und zu Schmach und Schande führt. Laßt uns den Feind, das schlechte Buch, nicht in den Markt bringen; laßt uns die, welche es verbreiten, nicht ermunthigen. Handeln wir so, so thun wir ein Werk rechter Christen, guter Familienhäupter und wahrer Patrioten.“

Folgen die Unterschriften.

Soweit der Aufruf. Was in demselben gesagt ist, findet seine Anwendung auch auf uns und unsere Verhältnisse. Wer in Wisconsin oder Minnesota eine reichliche Quantität Arsenik verschluckt, wird ziemlich dieselben Folgen empfinden wie einer, der in der Schweiz dasselbe thut, und wer Pech angreift, befudelt sich hier so gut oder so schlimm wie dort. Wenn aber in der Schweiz das junge Volk in Gefahr steht, durch unsaubere und auf mancherlei Weise verderbliche Schriften verführt zu werden, so gilt dies in unserm Lande noch in höherem Grade. Eine wahre Fluth von allerlei gedrucktem Schund der niederträchtigsten Art wühlt und wäscht an den Herzen und Gemüthern unserer Jugend. Allerhand Schaudergeschichten von Spionen und Geheimpolizisten und Falschmünzern und Schauspielerinnen und anderem Volk, das besonders bei Nacht sein Handwerk treibt, führen auf möglichst spannende Weise den armen Jungen und Mädchen, die ihre edle Zeit und ihr werthvolles Augenlicht darüber verderben, eine Welt vor, wie sie in Wahrheit nirgends existirt als in diesen ekleiden Geschichten. Die Schurken und Lumpen, die da als bei Gaslicht oder Siernenlicht oder beim Schein der Diebslaterne ihr Wesen treibend dargestellt werden, sind nicht solche Subjecte, wie sie in Wirklichkeit leben und sterben und verderben. Die Tintenschmierer, welche dies billige Zeug zusammenschreiben, haben vielfach ihre ganze Kenntniß von Menschen und Verhältnissen auch bloß aus solchen Schand- und Schauromanen zusammengestoppelt, und den Schund, der so verübt wird, verschlingt nun das junge Volk mit einem immer wachsenden Heißhunger. Der geistige Umgang, den diese jungen Leute mit dem Gesindel, das ihnen da vorgeführt wird, pflegen, übt einen ähnlichen Einfluß, wie ihn der wirkliche Umgang mit schlechten Menschen übt. Das Gefühl, das sich bei einem edlen Gemüth tief empört, wenn es ja hie und da die groben Ausschreitungen der Sünde schaut, wird mehr und mehr abgestumpft. Die stillen, friedlichen Pfade des alltäglichen Lebens verlieren allen Reiz; das wüste Treiben des Abschaums der Menschheit und das Ende mit Schrecken hingegen, das besonders ein Christenherz mit Entsetzen erfüllen sollte, wird zum Gegenstand des alltäglichen Vergnügens gemacht. Ist es da zu verwundern, wenn der Jüngling, der im Geist so viele dunkle Pfade mit seinen Romangestalten gewandelt ist, auch einmal in der That und Wahrheit einen Pfad betritt, der ihn in die Gemeinschaft von Leuten führt, die seinen Romanbekannten einigermaßen ähnlich sind? Ist es so zu verwundern, wenn ein Mädchen, das so und so viele Duzend liebender Pärchen durch mancherlei haarsträubende Abenteuer in den Hafen einer reichen und äußerlich glücklichen Ehe hat einlaufen sehen, als sie, während sie hätte schlafen und ruhen sollen, ihre Romane las, nun endlich auch einmal bei Nacht und Nebel das langweilige Vaterhaus verläßt und Pfade betritt, die den ihrem Geist längst bekannnten einigermaßen ähnlich sind? Ist es ein Wunder, wenn dem Knaben, dem von Natur schon die Thorheit im Herzen

steckt, nun, nachdem er seine Phantasie mit ganzen Banden von Falschmünzern und allerhand erfundenem und erlogenen bedolchten und mastirten Männern und Weibern bevölkert hat, die schlichte Erzählung vom verlorenen Sohn oder vom König David oder vom frommen Joseph durchaus nicht mehr munden will?

Wie soll man nun aber dem Uebel begegnen? Die gewöhnliche Antwort auf diese Frage ist: „Man sorge dafür, daß die Jugend etwas wirklich Gesundes und Gediegenes zu lesen habe, gebe ihr gute Bücher und Zeitschriften in die Hände u. s. w.“ Offen gesagt, wir versprechen uns von dieser Methode nicht viel. Wir meinen vielmehr, zunächst soll der Vater seinem Sohn und seiner Tochter einfach verbieten, irgend welche Erzählung oder Zeitschrift u. s. w. zu lesen, ehe dazu des Vaters specielle Erlaubniß erteilt ist. Was gelesen werden soll muß zuerst dem Vater vorgelegt werden: das muß die unachtsamlich durchgeführte Regel sein. Wird sie übertreten, so folge dieselbe Strafe, als wenn der Junge oder das Mädchen gelogen oder gestohlen hätte, dann verschärfte Wachsamkeit, und im Wiederholungsfall verschärfte Strafe, und dabei nicht viel parlamentären über die Schädlichkeit solcher oder solcher Bücher und Schriften. Bei solchem Verfahren wird ein frommes Kind das im Glauben an seinen Heiland und in der Liebe zu ihm und zu seinen Eltern denselben in andern Stücken pünktlich gehorcht, auch was dieses Stück betrifft im Gehorsamleben und in demselben den oben dargelegten Gefahren nur in geringem Grade ausgesetzt sein. Für guten Lesestoff sorgt man dann als für etwas, das dem Kinde nützen oder einen Zeitvertreib für Erholungsstunden gewähren soll.

G.

Ein großer Vortheil für das Kind, wenn Haus und Schule einig sind.

Unter dieser Ueberschrift finden wir in der zu S. Leopoldo in Brasilien erscheinenden „Deutschen Post“ einen längeren Artikel, den wir hiermit unsern Lesern im Auszuge vorlegen.

Gewiß schicken mit wenigen Ausnahmen alle Eltern ihre Kinder in der Absicht in die Schule, daß dieselben gut erzogen werden und recht viel lernen, damit sie später brauchbare Mitglieder in der menschlichen Gesellschaft werden mögen. Wenn nun mit der löblichen Absicht der Eltern der thatkräftige Wille des Lehrers einerseits und der andauernde Fleiß der Kinder andererseits sich verbindet, so sollte man ja bestimmt voraussetzen können, daß da nicht umsonst gearbeitet und gebetet werde.

Demungeachtet müssen wir leider gestehen, daß doch so manches Kind hinter seinen Mitschülern weit zurückbleibt, und, sinngemäß verstanden, noch lange nicht auf der „Sonnenhöhe“ der Zeit steht.

Was ist da nun zu machen, lieber Leser, daß das Kind möglichst viel lerne und gut erzogen werde? Vor allen Dingen ist nöthig, daß das Kind früh in eine solche Schule geschickt werde, wo man über dem Arbeiten das Beten nicht vergißt. Das Gebet hat eine wunderbare Kraft und Macht. Es ist noch nie ein Mensch mit einem betenden Herzen untergegangen, weder in der Noth des Lebens, noch im Kampfe mit der Sünde. Fleißig gebetet, ist über die Hälfte studirt, war Luthers Wahlpruch.

Dann ist ferner darauf zu halten, daß das Kind auch nicht einen Tag ohne die dringendste Nothwendigkeit die Schule versäumt. Denn hat man sich erst daran gewöhnt, diese oder jene leichte Arbeit, welche keinen

Ausschub leidet, von Kindern verrichten zu lassen und sich mit dem Gedanken beruhigt, daß es ja nur ein Tag sei, wo das Kind nicht zur Schule komme: ja, wer will dann sagen, wo ein Nothwerk anfängt oder aufhört.

Das Kind soll auch nicht zu spät in die Schule kommen. So heißt die Regel, welche leider auch, wie so manche, Ausnahmen hat, z. B. weite Wege, schlechtes Wetter. Jede Verspätung ist dem Lehrer unangenehm, bringt ihn aus der zum segensreichen Unterrichten so nothwendigen inneren Sammlung und stillen Heiterkeit heraus, stört die ganze Klasse und schädigt alle übrigen Kinder mit. — Vernünftige Eltern halten ihre Kinder im Hause zu allerlei kleinen Diensten an, z. B. Tassen spülen, Messer und Gabeln putzen, Brot holen, Fleisch kaufen, denn sie wissen, daß Arbeit nicht schändet und Kinder nie früh genug an dieselbe gewöhnt werden können. Arme Eltern können zu solchen Dienstleistungen ihre Kinder ohnehin nicht entbehren. In allen dergleichen Fällen haben die Eltern dafür zu sorgen, daß die Kinder frühzeitig fertig werden und zur rechten Zeit in der Schule erscheinen. Sobald ein Kind zu spät kommt, muß der Lehrer sich sofort nach dem Grunde der Verspätung erkundigen. Wenn er mit Arbeiten so sehr überhäuft ist, daß ihm kein freier Augenblick bleibt, was gewiß höchst selten der Fall sein mag, so kann er sich auch brieflich erkundigen; besser jedoch ist es, wenn er zu den Eltern geht. Sein Gang wird sich belohnt machen.

Nicht selten wird es sich herausstellen, daß das Kind ganz allein die Verspätung verschuldet hat. Es hat vielleicht auf der Brücke, oder an der Ecke noch auf einen ihm bekannten und befreundeten Mitschüler, den es von weitem gesehen, gewartet und nun auch geglaubt, es könne noch so spät nicht sein, weil jener noch nicht zur Schule sei und eben keine große Eile habe. Zu zweien ist ja auch unterhältlicher; außerdem haben sie gleich mehr Muth. Muß ich nachbleiben, du auch, bekomme ich eine derbe Züchtigung, hast du sie ebenfalls verdient. Gleiche Brüder, gleiche Rappen.

Mitunter wird es sich ausweisen, daß die zuspätgekommenen Kinder in den Häusern, wo sie vor der Schulzeit zu thun hatten, nicht gleich, als sie an der Reihe waren, bedient, sondern von Erwachsenen bei Seite geschoben worden sind. Durch Rücksprache von seiten der Eltern der betreffenden Kinder kann leicht Abhilfe geschaffen werden.

Jeder Krieger gebraucht Waffen, jeder Arbeiter Handwerkszeug. Des Kindes Arbeitszeug sind vom ersten Schultage an Fibel, Tafel, Griffel u. s. w. Bringt nun ein Kind eine Fibel mit, welche nicht eingeführt ist, so muß der Lehrer zu den Eltern gehen, ihnen klar zu machen suchen, daß es nicht nützlich sei, wenn in einer Schule nicht alle Kinder dieselben Fibeln haben. Hätten sie es der Mühe werth gehalten, früher mit dem Lehrer zu sprechen, so wäre eine unnöthige Ausgabe vermieden worden.

Auch Stahl- und Bleisfedern müssen sorgsam ausgewählt werden, weil sehr viel „Schund“ darunter ist. Nicht selten kommen Kinder mit gänzlich untauglichen Blei- und Stahlfedern in die Schule. Wünscht nun der Lehrer, daß sie bessere kaufen, so machen die Kinder gern ein verdrießliches Gesicht, und häufig geben sie die Erklärung ab: Vater hat gesagt, sie wären gut. In einzelnen Fällen wird der Lehrer dem Kinde eine von seinen unentgeltlich geben. Mit den zunehmenden Schuljahren werden die an das Kind gestellten Anforderungen größer. Es gebraucht dann auch mehr Bü-

cher, welche vernünftige Eltern ohne Zögern und Murren beschaffen.

Die dem Kinde gegebenen Aufgaben soll es pünktlich und mit allem Fleiß aufertigen. Rechenaufgaben, Briefe u. s. w. werden mit um so größerer Sorgfalt gemacht, Gedichte, Bibel- und Liederverse um so pünktlicher gelernt, je sorgfältiger die Eltern dahinter sind. Gar schlimm hingegen ist es, wenn das Kind dem Lehrer ganz leet sagt: „Papa hat gesagt, ich brauche das nicht zu lernen.“ Der Lehrer gehe dann zu dem Vater und suche ihn eines Bessern zu belehren. Ein kurzes, vernünftiges Wort wird seine Wirkung thun.

Dieser Zweck kann nur erreicht werden, wenn Haus und Schule sich einig sind. Die Eltern müssen des Lehrers Anordnung in Bezug auf Pünktlichkeit, Sauberkeit und Ordnungsliebe würdigen und mit allem Ernste innehalten. Anklagen, welche das Kind über den Lehrer bei den Eltern vorbringt, müssen von ihnen nur angehört, aber nie in der Kinder Gegenwart einer Prüfung und Aburtheilung unterworfen werden. Die Eltern müssen selber mit dem Lehrer sprechen, und das Kind darf es noch nicht einmal wissen. Auch sollten die Eltern nie ein Gespräch mit erwachsenen Personen in Gegenwart der Kinder über den Lehrer führen. Bittet man Eltern zu schweigen, weil das Kind es hört, so lautet die Antwort: „Ach, das dumme Ding versteht nichts davon!“ Kinder hören und verstehen aber oft mehr, als manche Eltern glauben.

Es wird in unsern Tagen viel über ungezogene Kinder geklagt. Und es ist wahr, es giebt sehr viele Kinder, welche schrecklich ungezogen sind. Dies neigt zum Lügen, jenes zum Stehlen, dies verspottet das Alter, jenes wirft blinde Bettler mit Steinen, und Erwachsene stehen und sehen ruhig zu, ja freuen sich und lachen noch darüber. Klagt aber der Lehrer bei den Eltern über die Ungezogenheit ihrer Kinder, so sind sie oft ganz entriistet, daß er es wagt, ihre Kinder einer Unart zu zeihen. Gewöhnlich heißt es: „O bewahre, Herr Lehrer, das thut mein Kind nicht; es lügt nicht und stiehlt und nascht nicht; es thut überhaupt keinem Kinde etwas zu leide.“ Wären die Eltern von ihren Kindern nicht so ganz und gar eingenommen, so würden sie dem Lehrer dankbar sein. Ja, sie würden in vielen Fällen, wenn sie die Kinder dem Lehrer, der ihnen doch helfen soll ihre Kinder zu erziehen, übergeben, von vorne herein auf die Eigenarten und Unarten derselben aufmerksam machen und ihn bitten, ein wachsames Auge auf sie zu haben, damit durch die gemeinsamen Bemühungen beider, der Eltern und des Lehrers, unter Gottes Segen dem Bösen gesehrt und das Gute gemehrt werde.

Die sieben Schläfer.

Seit zwölf Jahrhunderten durchtönt die Sage von den sieben ephesinischen Jünglingen und ihrem wunderbaren Schlaf die weite Welt. Hören wir die Legende, wie sie namentlich bei dem alten kirchlichen Geschichtschreiber Gregorius von Tours, dessen Leben in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts fällt, aufbewahrt ist.

Um das Jahr 250 unserer Zeitrechnung war es, als der unmenbliche Christenverfolger Kaiser Decius auf einer Rundreise durch sein weites Reich auch nach Ephesus in Kleinasien kam, wo das Evangelium schon in den Tagen des Apostels Paulus eine Stätte gefunden hatte, der größere Theil der Bevölkerung aber noch dem alten Heidenthum anhing. Kaum angelangt, veranstaltete der Kaiser ein glänzendes heidnisches Dperfest

und ließ unter Androhung seines kaiserlichen Zorns und der furchtbarsten Strafgerichte für die Widerstrebenden den Befehl ergehen, daß ein Jeder ohne Unterschied des Alters, des Standes und der Religion mitfeiernd an diesem Feste sich theilliche. Unter den Christen, die von vorne herein entschlossen waren, lieber das Aeußerste zu erdulden, als ihren Heiland zu verleugnen und mit den Greueln des Götzendienstes sich zu beflecken, waren auch sieben Jünglinge aus edlen Geschlechtern stammend. Die Legende nennt ihre ins Lateinische übertragene Namen. Sie hießen: Maximilian, Malchus, Martinian, Dionysius, Joannes, Serapio und Constantin. Nachdem Decius Kunde von ihnen erhalten, befiehlt er, daß man sie vor ihn führe. Sie erscheinen, ruhig, klar, auf Alles gefaßt. „Geh!“ herrscht der Kaiser sie an, „und holt auch ihr euch Weihrauch, den höchsten Mächten zu opfern!“ — „Die höchste Macht“, erwidern sie, „thront dort oben im Himmel, und ist der lebendige und allmächtige Gott, der Himmel und Erde gemacht hat. Ihn, den Vater, Sohn und heiligen Geist, beten wir an, und niemals wieder die stummen Götzen, welche ein Nichts sind!“ — Mit grimmem Blick mißt der Kaiser die jungen, muthigen Bekenner. Dann wandelt er Stimme und Gebärde, ob er etwa durch Güte sie seinem Willen geneigter mache. Denn man muß wissen, daß das Abfehn dieses Tyrannen von Anfang an weniger auf die Vertilgung der Christen, als auf die Ausrottung des Christenthumes selbst gerichtet war; weshalb seine Waffen nicht Peil und Scheiterhaufen, sondern zuerst Schmeichelwort und Ueberredungskunst, und dann erst mit teuflischer Berechnung erdachte Foltern waren, Foltern, von denen mit Sicherheit zu erwarten stand, daß sie den Gemarterten einen öffentlichen und lauten Widerruf abpressen würden. Als nun die Sieben auch der huldvollsten Herablassung des Imperators sich nicht fügten, befahl dieser, sie mit den schwersten Ketten zu belasten. Sobald er jedoch wahrzunehmen meinte, daß das Märtyrertum nur Del in die Flamme ihres Bekennermuthes war, ließ er ihnen die Eisen wieder abnehmen, und erklärte ihnen unter Hintertreibung auf entsetzliche Folgen, die eine fortgesetzte Halsstarrigkeit für sie mit sich führen würde, daß er ihnen bis zu seiner Wiederkehr nach Ephesus eine Bedenkzeit zu gewähren die Gnade haben wolle.

Getrosten Muthes gingen die Sieben von dem Angesichte des Imperators weg, geächtet durch des Kaisers Zorn bei der heidnischen Menge, und doch auch heimlich von derselben bewundert. Aber wohin nun? Zu bedenken hatten sie nichts, da ihr Entschluß, unter keinerlei Bedingung zur Verleugnung ihres Glaubens sich bewegen zu lassen, felsenfest gewurzelt stand. So kamen sie denn überein, so lange Gott ihnen den Weg dazu offen lasse, dem Wütherrich auszuweichen, und wandten sich zu dem Ende einem unsern Ephesus sich erhebenden Gebirge zu. Hier entdeckten sie eine sich tief in einen Felsen hinein erstreckende und bei ihrem Eingange von dunklem Baumdickicht umschattete Höhle. In diese traten sie ein, um darin, so lange es dem Herrn gefalle, sich zu bergen. Einer aus der jungen Schaar, Malchus, vielleicht der in Ephesus am wenigsten gekannte, übernahm die Sorge für die Beschaffung der täglichen Nahrung; und so lebten sie selbster, selig in dem Bewußtsein, daß auch „die Haare auf ihrem Haupte gezählet“ seien, und, weil „Gott für sie sei, Niemand wider sie sein“ könne.

Der Tag der Rückkehr des kaiserlichen Herrn kam herbei. Die Herzen vieler Christen kam Furcht und Zittern an. Diejenigen unser Sieben waren alles

guten Muthes voll. Eine der ersten Fragen, die nach seiner Ankunft aus des gestrengen Gebieters Munde kamen, erkundigte sich nach den „trügigen Knaben“. „Entwichen sind sie!“ lautete die Antwort. Doch war ihre Entweichung nicht unbemerkt geschehn. Käufliche Laurer waren ihnen nachgeschlichen, und jetzt nicht wenig froh, durch Verrath ihres Aufenthalts der Gnade des großen Despoten sich empfehlen zu können. Decius, in seiner Vermuthung bestärkt, daß die widerspenstigen Jünglinge sich weder durch Milde noch durch Strenge jemals zur Verleugnung ihres Glaubens würden bewegen lassen, ward über die nunmehr zu ergreifende Maßregel schnell mit sich eins. „Vermauert mir,“ rief er zornentbraunt aus, „diese rebellischen Buben in ihrem Felsengrabe, und laßt sie in der Finsterniß desselben, wie sie es verdienen, Hungers sterben!“ — Gesagt, gethan! Die Schergen eilen im Geleite einer Schaar von Reisigen hinaus, und schreiten unverweilt zu Werke.

Ein Mann, noch ungetauft, aber schon vom Evangelium angefaßt, und nicht ferne mehr vom Reiche Gottes, vernimmt, was eben sich ereignet, und empfindet tiefes Mitleid mit den jungen Märtyrern. Gerne unternehme er für sie etwas; aber was soll er für sie thun? Sie mit Nahrung zu versorgen erscheint unmöglich, und wäre für ihn mit der größten Gefahr verknüpft. So will er denn wenigstens Sorge tragen, daß wenn in späteren Zeiten einst die Höhle sich wieder öffnen sollte, die Nachwelt wisse, vor wessen Gebeinen sie hier stehe, und denselben dann nachträglich den Kranz der Ehre weihe, die eine blinde und grausame Mitwelt den Knaben versagte. Er nimmt eine Pergamentrolle, und nachdem er in dieselbe zuerst die Namen der jugendlichen Blutzengen und dann eine kurze Nachricht von dem tapferen Bekenntniß verzeichnet hat, womit sie Angesichts des Kaisers und seiner Großen ihren Gott verherrlichten, verschließt er diese Urkunde in ein eisernes Kästlein, schiebt dasselbe, während die Maurer zu dem furchtbaren Verschlusse mit Herbeiwälzung der Felsblöcke und Mischung des Mörtels beschäftigt sind, unvermerkt über die Schwelle der Höhle, und zieht sich dann stille und bewegten Herzens zurück. —

Dem Kaiser wird bald die ermüthete Botschaft überbracht, das grausame Werk da draußen sei vollendet; und manches höhnische „Gute Nacht!“ umgellt wie Gruß der Hölle den schauerlichen Felsentferter.

Ihr „Gute Nacht!“ rufen ihnen aber auch im Geiste der betenden Bruderstimmen nicht wenige, und der Gott Daniels in der Löwengrube wird der Brüdern liebe warmes Wünschen ja zu Herzen nehmen.

Unsern Sieben leuchtet kein Strahl des Tages mehr; aber beherzt sprechen sie mit Micha: „Wenn ich im Finstern sitze, so ist doch der Herr mein Licht!“ Brot und Wasser mangeln ihnen gänzlich; und von wannen soll das eine wie das andere ihnen werden? Aber sie gedenken an Salomo's Psalmwort: „Seinen Freunden giebt Er's schlafend;“ und sind getroßt. Sie preisen Gott, daß Er sie gemüthigt, um Seines Namens willen diese Trübsal zu erleiden. Dann legen sie sich in gutem Frieden nieder, und — schlummern ein. Sanft schlummern sie, als ruhten sie auf seidnen Kissen. Sie schlummern harmlos, als hielten Engel bei ihrem harten Lager Wacht, und wehrten von ihnen alle schweren Träume ab. — Wir lassen sie schlummern, und schreiben über ihren Häuptern an den dunkeln Fels das Davidswort: „Wie theuer, o Gott, ist deine Güte, daß Menschen unter dem Schatten deiner Flügel trauen dürfen!“

Zeiten rauschen vorüber wie im Flug: „Geschlechter gehen daher, wie ein Schemen.“ — Um 187 Jahre versehen wir uns im Geiste vorwärts. Decius, der Tyrann, vermoderte längst in seinem Grabe. Die Welt hat eine andere Gestalt gewonnen. — Wir befinden uns wieder in Ephesus. Was ereignet sich hier? — Ein wohlhabender Landwirth beabsichtigt für seine Heerden eine feste Hürde zu erbauen; und wie er sich auf seinem weiten Erbe nach dem dazu erforderlichen Materiale umsieht, entdeckt er eine zum Verschlusse einer Felsengrotte aus wohlbehauenen Quadern aufgeführte Mauer. Der Mörtel, der die Steinblöcke zusammenhält, ist durch die Länge der Zeit verwittert und mürbe geworden, und so legt sich denn der Gedanke nahe, die Steine aus ihrem Gefüge zu lösen, und zu dem beplanten Neubau zu verwenden. Hacken und Brecheisen werden in Bewegung gesetzt, und binnen Kurzem sieht der kluge Haushalter seinen Zweck erreicht. Seine Vermuthung, daß die riesige Steinwand eine Grotte schliesse, bewahrheitet sich; natürlich kommt ihm aber keine Ahnung, welche Grotte. Es war — die Höhle der längst verschollenen, längst von der Welt vergessenen sieben Schläfer. Sie stand geöffnet und mit dem ersten Strahl des Tages drang in sie hinein — (hier beginnt nun die Legende zum Bilde, zur Allegorie sich zu gestalten,) — der Wächterruf des allmächtigen Gottes. Die Schlummernden wachen auf, freuen sich mit süßer Bewundrung, daß das holde Licht der Sonne ihnen wieder ins Antlitz strahlt, und preisen mit gerühmtem Herzen Gott den Herrn, daß er einer so baldigen Befreiung sie zu würdigen gedente; denn es dünkt ihnen, daß zwischen diesem Rettungsmomente und demjenigen ihrer Einferkung nur eine gewöhnliche Nacht vergangen sei. Nachdem sie gemeinschaftlich ihr Dantgebet verrichtet, erinnert sich Malchus wieder seines Berufs, und macht sich auf nach Ephesus, um für die Brüder und sich das tägliche Brot zu holen. Aber schon auf dem Wege zur Stadt wird ihm gar eigen zu Sinne, als ob er sich in einer fremden Gegend befände. Es ist dies nicht mehr derselbe Steg, den er so oft gewandelt. Nicht ist es mehr dieselbe Umgebung, die er so manchmal durchzogen hat. Er meint, er müsse, in Gedanken vertieft, sich verirrt und eine falsche Richtung eingeschlagen haben. Doch führt ihn sein Pfad wirklich zur Stadt. Da liegt sie vor ihm. Wie groß aber ist seine Verwunderung, als er auf dem Thore derselben von ferne schon ein hochragendes Kreuz erstrahlen sieht: dieses Zeichen, das er bisher nur in stillen Waldeseinsamkeiten oder in entlegenen Grotten und Ställen zu erblicken gewohnt gewesen war. Er tritt zum Thore hinein; aber darf er jetzt noch seinen Augen trauen? Alles hat ein andres Ansehen, denn zuvor. Die Häuser gewähren einen helleren und freundlicheren Anblick; die Bildsäulen der Götter sind von den öffentlichen Plätzen verschwunden; statt der heidnischen Tempel sieht er hin und wieder stolze Kuppeln mit schimmernden Kreuzen geschmückt gen Himmel ragen; und wie er das Forum betritt, hört er gar die Leute bei Gott dem Allmächtigen, ja bei dem Namen Christi schwören, statt bei der Artemis und beim Apollo. — „Umgaulelt meine Seele ein holder Traum?“ fragt er sich selbst, und muß sich nach fremder Hülfe umsehen, um über die Frage, ob er wache oder träume, ins Klare zu kommen. Er spricht einen Mann auf der Straße an: „Freund, nenne mir doch den Namen dieser Stadt!“ — „Die Stadt heißt Ephesus!“ lautet die Antwort. — „Ephesus?“ denkt unser Malchus. — „Ist dies wirklich dasselbe Ephesus, aus welchem vor wenigen Tagen erst der kaiserliche Zornblick uns verbannte?“ — Er taumelt.

Alles ist ihm, am meisten aber er sich selbst, ein Räthsel. — Er gedenkt des Zwecks, der ihn zur Stadt geführt, tritt bei einem Bäcker ein und fordert Brot. Nachdem er es empfangen, bietet er als Zahlung eine Silbermünze. Der Bäcker nimmt dieselbe, wendet sie in der Hand um, beschaut sie von allen Seiten, und ruft dann verwundert aus: „Dies ist ja ein uraltes Geldstück! Trägt's doch noch das Bild und die Ueberschrift des Kaisers Decius! Von wem ward dir das?“ — „Wo befindet sich der Kaiser Decius?“ ergegnet Malchus. „Hat er die Stadt wiederum verlassen? und wann verließ er sie?“ — Der Bäcker und die Umherstehenden, die sich mittlerweile um ihn gesammelt, sehen den sonderbaren Fragesteller mit bedenklichen Mienen an, und zweifeln, daß er seine Sinne bei einander habe. Dann macht Einer die Bemerkung, der Fremdling möge wohl irgendwo einen vergrabenen Schatz gefunden haben; und als auch Andere dasselbe äußern und den Malchus mit der Aufforderung bestärken, den Ort, wo der Schatz liege, ihnen zu zeigen, Malchus aber einmal um das andere jene seltsame Vermuthung als unbegründet abweist, und immer aufs neue die Fragen wiederholt, wo denn der Kaiser Decius sei — was es bedeute, daß überall das Kreuzeszeichen rage — ob sich die Stadt zum Christenthum bekehrt habe und wie das so schnell gegangen sei — da fassen die Leute den raschen Entschluß, den räthselhaften Sonderling dem Bischof zuzuführen und diesem die weitere Untersuchung des befreundlichen Handels zu überlassen.

Der Bischof der Stadt, ein ernster, ehrwürdiger Mann, fragt den vorgelührten freundlich, wer und von wem er sei, und Malchus eröffnet ihm, er sei einer der sieben Jünglinge, die vor kurzem Kaiser Decius um des Glaubens willen in der Felsenhöhle des benachbarten Gebirges habe vermauern lassen, denen aber der Herr ihr Gott bald wieder Raum und Freiheit gegeben habe. — „Der Kaiser Decius?“ entgegnete höchst befremdet der Bischof; „fast zweihundert Jahre sind es her, daß Decius das römische Reich beherrschte. Viele Kaiser folgten ihm auf den Thron, und jetzt regiert Kaiser Theodosius, und nicht mehr im heidnischen, sondern im christlichen römischen Reich leben wir ruhig unter dem Kreuzeszeichen. — Aber sage an, wo sind deine sechs Genossen, und wo ist die Höhle, darinnen ihr verkerkert wart?“ — Der Bischof sprach, und Malchus führte ihn und in seinem Gefolge eine große Schaar Christen zur Felsengrotte und zu seinen sechs Brüdern. Nachdem sie dort angelangt sind, findet, besonders da auch das eiserne Kästlein entdeckt, geöffnet, und die Urkunde, die es umschloß, verlesen war, das wunderbare Geheimniß seine vollständige Lösung. Die Sieben haben durch ein Wunder fast zwei Jahrhunderte hindurch geschlummert und sind auf Gottes Ruf in einer mittlerweile gar sehr anders gestalteten Welt erwacht. —

Der Bischof säumte nicht, die unerhörte Begebenheit dem Kaiser Theodosius nach Constantinopel zu berichten. Theodosius eilte persönlich nach Ephesus, um die Jünglinge zu sehen, zu segnen und mit ihnen Gott zu preisen. Doch nicht mehr lebend traf er die Sieben an. Diese hatten sich nämlich, nachdem der Bischof und die bei ihm waren sie gefunden und freudig begrüßt hatten, wieder in ihrer Felsenhöhle niedergelegt, und in einer und derselben Stunde hatte Gott ihre Seelen zur ewigen Ruhe in den Himmel genommen. Der Kaiser aber ließ über der Felsengruft der edlen Märtyrer eine Kirche bauen, zu der er selber den Grundstein legte.

Missionsfest.

Am 9. Sonntag nach Trinitatis feierte die Gemeinde des Unterzeichneten ihr diesjähriges Missionsfest. Die Festprediger waren die Pastoren Ph. Köhler, Hagedorn und R. Pieper. Die Festcollekte betrug \$19.81. G. Thiele.

Kirchliche Nachrichten.

— Am 10. Sonntag nach Trinitatis feierten unsere hiesigen Gemeinden ihr gemeinschaftliches Missionsfest im Seminarpark. Herr Pastor Köhler von Hustisford predigte Vormittags; Nachmittags predigten die Herren Pastoren Dämmann und Rök. Die in beiden Gottesdiensten gesammelten Collecten betragen zusammen \$197.39.

— Bei dem letzten Jahreschluß des Princeton College wurde die neue Kapelle eingeweiht, die Herr H. G. Marquand, ein New-Yorker Banquier, aus seinen eigenen Mitteln für die Anstalt hat bauen lassen. Die Kapelle, ein schönes Gebäude in der Form eines griechischen Kreuzes, faßt bequem 700 Personen und hat über \$100,000 gekostet.

— Bisher war McClosky in New York der einzige amerikanische Cardinal. Jetzt hat der Papst in der Person des Dr. Feehan, Erzbischofs von Chicago dem Knecht McClosky einen Collegen bestimmt, der mit dem Titel „Cardinal-Erzbischof von Chicago“ geziert der römischen Kirche im Westen unseres Landes Glanz verleihen soll.

— Aus einer deutschen Colonie in Brasilien wird der „Deutschen Post“ folgendes geschrieben.

„Hier ist alles evangelisch,“ aber auf der großen Colonie habe ich nur einen Mann gefunden, welcher wußte, was unsere Religion zu bedeuten hat und von wem sie abstammt. Kein Mensch singt, kein Mensch betet, kein Mensch liest. Sie schicken ihre Kinder nur zwei oder drei Monate in die Schule, die meisten kommen gar nicht in die Schule. — Wenn ich keine Familie hätte, so wäre ich schon lange fort. Hier heißt es nicht: „Von Gott will ich nicht lassen!“ nein, hier heißt es: „Von Gott will ich nichts wissen.“ Mit Gottes Hilfe aber hoffe ich ihm treu zu bleiben und meine Kinder in unserer Religion zu erziehen.“

Demselben Blatt entnehmen wir folgende Mittheilungen aus Santa Catharina.

Der 31. März 1882 wird in den Annalen der Colonie Dona Francisca stets als ein denkwürdiger, wenn nicht verhängnißvoller Tag verzeichnet werden, denn an diesem Datum erlöschte unwiderruflich der zwischen der kaiserlichen Regierung und dem Colonisations-Verein von 1849 in Hamburg abgeschlossene Contract.

Mit diesem Tage legen sämtliche Directionsmitglieder und die von der Direction besoldeten Beamten ihre Posten nieder und die Colonie Dona Francisca, die bestgeleitete von allen Colonien, entbehrt jetzt jeder Leitung. Wenn es uns auch nicht eingefallen ist zu hoffen, daß der Vertrag noch in letzter Stunde erneuert werde, da die brasilianische Regierung den festen Entschluß wiederholt ausgesprochen hat, keine subventionirte Colonialverträge mehr dulden zu wollen, so konnten wir doch mit Recht erwarten, daß entweder der Contract provisorisch auf einige Monate vorläufig, oder doch an Stelle des Abgeschaffenen eine neue Ordnung der Dinge geschaffen werden würde. Weder das eine noch das

andere ist eingetreten und so stehen wir vor einem wahren Chaos, aus dem sich herauszufinden schwer sein wird, denn weder die Regierung noch die Direction des Vereins in Hamburg hat den hiesigen Beamten Verhaltensmaßregeln ertheilt. Der Director weilt in Frankreich, sein hiesiger Stellvertreter weiß nicht, trotzdem er vor sechs Monaten gekündigt ist, ob er die Thür des Directionsbureaus schließen, ohne Mandat, als Liquidant der Gesellschaft weiter fungiren soll. Wahrlich, das sind Zustände, die ganz unhaltbar sind, und denen auf eine oder andere Weise Abhilfe geschaffen werden muß, wenn nicht die Colonie zu Grunde gehen soll.

(Colonie-Ztg.)

Um wenigstens in kirchlicher Beziehung die Verhältnisse zu ordnen, enthält die „Colonie-Zeitung“ folgenden

„Ausruf an die Protestanten der Colonie Dona Francisca.“

„Den meisten Mitgliedern der protestantischen Einwohnerschaft der Colonie Dona Francisca dürfte bekannt sein, daß deren Kirchengemeinde, nachdem die nächste Ausgesicht geschwunden, den abgelassenen Contract zwischen der faisl. brasil. Regierung und der Hamburger Colonisations-Gesellschaft erneuert zu sehen, auf der alten Grundlage selbst als aufgelöst erscheint, da dem bisherigen Pfarrer, Herrn Pastor Hölzel, ebenfalls gekündigt ist und dessen Amtstätigkeit bereits mit den letzten Tagen dieses Monats ihr Ende erreicht. Da es aber, wie jedem Einsichtigen sofort einleuchtet, gänzlich unthunlich ist, daß wir Protestanten der Colonie künftig ohne festen kirchlichen Gemeindeverband leben und aller pfarramtlichen Handlungen entbehren, so ist nöthig, daß wir eine neue Gemeinde constituiren. d. h. uns zu einer Gemeinde verbinden, die selbständig die Rechte und Verpflichtungen übernimmt, welche seither durch fremde Vergünstigung getragen wurden.“

Um diese Neugründung der protestantischen Gemeinde einzuleiten, ist der seitherige Kirchenvorstand zusammengetreten, hat die nothwendige Verfassung derselben sowie die erforderlichen Schritte zu ihrer Constitution berathen und erläßt zunächst diesen Ausruf an alle Mitglieder der früheren Gemeinde, indem er das volle Vertrauen hegt, daß keines derselben zurückbleiben werde, wo es gilt, eine so hochwichtige Angelegenheit glücklich durchzuführen, und daß wir Protestanten angesichts der begünstigten Lage unserer katholischen Mitbürger, gewillt und im Stande sind, uns selbst die Vortheile einer gedeihlichen und sicheren Verfassung zu wahren. — Wie die Colonie Dona Francisca sich bereits im Auslande den Ruf verschafft hat, die „bestgeleitete unter allen“ zu sein, so gilt es jetzt zu zeigen, daß wir auch ohne Leitung fähig sind, uns in unserem guten Rufe zu bewahren und unsere Angelegenheiten in die eigene Hand zu nehmen. Muß es doch jedem einleuchten, daß die Förderung des Gemeinwohles allen zu statten kommt und daß der einzelne nur feststehen und gedeihen kann, wenn er ein gesichertes großes Ganzes zum Anlehen hat.“

— Die Papisten collectiren jetzt Gelder für ein Denkmal Pius IX. „Jeder“, sagt der hiesige „Herold des Glaubens“, „hat dadurch Gelegenheit, für sich oder Verstorbenen an den monatlichen Messen, welche für alle Geschenkgeber gelesen werden, Antheil zu nehmen. — Ein papistischer Kaufmann in Australien vermachte in seinem Testament die Summe von 7000 Dollars für Seelmessen zur Befreiung seiner Seele aus dem Fegfeuer. Der Testamentvollstrecker verlangt aber, ehe er die Summe ausbezahlt, ein gesetzlich bestätigtes Zeug-

nig von den Priestern, daß die Bedingungen des Vermächtnisses erfüllt sind. Die Priester hätten also zu beweisen, daß es ein Fegfeuer giebt und daß die Seele des Mannes aus demselben durch die Messen erlöst ist. („Lutheraner.“)

Büchertisch.

Verhandlungen der zweiunddreißigsten Versammlung der deutschen Evangelisch-Lutherischen Synode von Wisconsin und anderen Staaten, gehalten in Gemeinschaft mit der Ehrw. Ev.-Luth. Synode von Minnesota u. a. St. in La Crosse, Wis., vom 8.—14. Juni, 1882. Milwaukee, Wis.

Verhandlungen der zweiundzwanzigsten Versammlung der deutschen Evangelisch-Lutherischen Synode von Minnesota und anderen Staaten, gehalten in Gemeinschaft mit der Ehrw. Ev.-Luth. Synode von Wisconsin u. a. St. in La Crosse, Wis., vom 8.—14. Juni, 1882. Milwaukee, Wis.

Diese beiden Synodalberichte haben die Presse und die Buchbinderei verlassen. Ueber den Preis des Minnesotaer Berichts ist uns nichts mitgeteilt worden. Der Wisconsiner Bericht, welcher 90 Seiten umfaßt, kostet im Buchhandel 25 Cents und kann von unserer Synodalbuchhandlung bezogen werden. G.

Predigt von der Gnadenwahl. gehalten am 9. und 25. Juli 1882 zu Oshtosh, Wis., von C. Dowidat. Milwaukee, Wis. 1882.

Die alte Lehre des Wortes Gottes und des alten guten Bekenntnisses unserer lutherischen Kirche hat Herr Pastor Dowidat zunächst zur Belehrung seiner Gemeinde und zu einem Zeugniß gegen solche, die diese Lehre verwerfen und lästern, in dieser Predigt dargelegt, auch gezeigt, wie wir solche Darstellungen dieser Lehre, die zur Rechten oder Linken von der Wahrheit des göttlichen Wortes abweichen, zu beurtheilen haben. Allen, welchen daran gelegen ist, eine kurze Abhandlung über diese Lehre der heiligen Schrift nebst Beurtheilung der Gegenlehren, ein neues Zeugniß für die alte Wahrheit zu lesen, möchten wir diese Predigt bestens empfehlen. Dieselbe ist von unserer Buchhandlung für 10 Cents nebst einem Cent Porto pro Exemplar zu beziehen. G.

Hans Egede, der Apostel Grönlands. Ein Stück aus der Missions-Geschichte. Mit acht Bildern und einer Karte. Reading, Pa.: Pilger-Buchhandlung. 1882. — Geheftet mit starkem Umschlag, Preis: 20 Cents, im Dgd. 15 Cents. Muslinband mit Goldtitel, Preis: 25 Cents, im Dgd. 18 Cents.

Grönland, zu deutsch „Grünland“, das sich auf unserer westlichen Erdhälfte vom sechzigsten Breitengrad nordwärts erstreckt, trägt eine lutherische Bevölkerung von bald 10,000 Grönländern, wo am Anfang des vorigen Jahrhunderts noch weit und breit die dicke Finsterniß des Heidenthums lagerte. Wie ist es mit der Gründung und dem Bau eines lutherischen Zion dort oben im eisigen Norden unter den Eskimoleuten zugegangen? Wer das erfahren möchte, kann es in diesem Büchlein lesen, das in anmutiger Weise das Land und die Leute, dahin einst Hans Egede

fam, beschreibt und das Werk, das Gott durch den „Apostel Grönlands“ anfang, mit seinen Leiden und Freuden, seinen Opfern und seinen Früchten, an dem Geiste des Lesers vorüberführt. G.

Conferenz-Anzeige.

Die diesjährige allgemeine Pastoral-Conferenz der ev.-luth. Wisconsin-Synode beginnt am Dienstag den 19. September in der Gemeinde des Herrn Pastor Walbt zu Racine, und dauert bis Donnerstag Nachmittag.

Herr Pastor C. Hoyer wird ein Referat über die Beantwortung der Frage vorlegen: Wie das Ziel der Predigt, Buße und Glaube, erreicht werden kann. Herr Pastor A. Hoyer wird die Predigt halten.

T. H. Fäkel.

Alle Brüder, welche die Konferenz zu besuchen gedenken, sind ersucht, wenigstens acht Tage vorher bei dem Unterzeichneten sich zu melden. Wer es versäumt, muß gewärtig sein, kein Quartier zu finden.

C. F. Waldt.

Bekanntmachung.

Laut Beschlusses versammelt sich eine Ehrw. Synodal-Conferenz, so Gott will, am ersten Mittwoch des Monats October in der Gemeinde des Herrn Pastor A. Wagner zu Chicago, Ill.

Zur Besprechung liegen folgende Gegenstände vor:

1. Thesen über die Gnadenwahl, wie solche von Herrn Dr. C. F. W. Walther verfaßt und von der Ehrw. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. auf ihrer letzten Versammlung zu Fort Wayne, Ind. sind angenommen worden.
2. Thesen über Kirchengemeinschaft.
3. Thesen über das Jus parochiale.
4. Thesen über innere Mission.

Die Delegaten wollen nicht versäumen, ihre Beglaubigungsschreiben mitzubringen, und die Committeen, ihre Berichte einzureichen.

C. A. Frank, Secr.

Umstände, die hier näher darzulegen ich nicht für nötig erachte, nöthigen gleichwohl mich, folgende Bitte, die mir hoffentlich nicht übel genommen wird, auszusprechen:

Alle Delegaten und die etwa sonst von Amtswegen der Synodal-Conferenz beizumohnen verpflichtet sein mögen, wollen sich gefälligst bei dem Unterzeichneten melden; Gäste hingegen mögen ihr Kommen meinen hiesigen lieben Amtsbrüdern, die damit ganz einverstanden sind, anzeigen. Es wird bestimmt erwartet, daß die erbetene Meldung bis spätestens Mitte September geschehen wird. Da der Bahnhöfe hier so viele sind, so genüge für Delegaten der Fingerzeig: Man merke sich West 19. Straße oder nehme an Randolph-Strasse die South-Halsted-Strassen-Car und fahre südlich bis zur 19., wo gleich rechts Kirche und Pfarrhaus stehen.

A. Wagner, 58 West 19. Str.

Berichtigung.

Auf Seite 77 des diesjährigen Synodal-Berichts ist Punkt 5 dahin zu berichtigen, daß dem Präses am 6. Februar d. J. ein Brief vom Vorstand zugeing, in welchem ihm der Gemeindefestbeschluss mitgeteilt wurde, am nächsten Sonntag (12. Febr.) eine Untersuchung abzuhalten.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrgang XVI: Herr P. Wibben, 6.

Jahrg. XVII: Herr P. Föhl, 6.05.

Jahrg. XVII, XVIII: Herr P. Schumann, 2.10.

G. W. Albrecht (für Krüger 50 Cents. Kelgas, 1.05). T. H. Fäkel.

Für das Seminar: Missionsfest-Coll. in Milwaukee, \$197.89. — Durch P. Bading, auf der Hochzeit in W. Petermanns Haus \$8.15; Frau Manske, Dankopfer \$1.

Für das Reich Gottes: P. Sprengling jun., von N. N. in Burr Dat, Dankopfer \$5.

Für innere Mission: durch Prof. Gräbner, von Mr. A. M. Jungsol \$7.85.

N. Adelberg.

Für den Seminar-Haushalt: Gegen Schluß des vergangenen Schuljahrs geliefert durch Herrn P. Mayerhoff in West Bend: Je 1 Sack Kartoffeln von F. Seidemann, Brotelüchen, A. Anert, Zinke, Schmidt, Blöcher, Hagner, Horlamus; zwei Schweineschultern von H. Jahr und N. N. — Durch Herrn P. J. C. Reynhout, aus der St. Lucas-Gem. Town of Posen, Minn., an Butter: je 5 lb von F. Bahn, F. Bendix, W. Barnte, Wenholz, je 6 lb L. Terhall, G. Timm; je 3 lb N. Frank, J. Frank, J. Mecklenburg, J. Stroschein, A. Stroschein; je 4 lb von D. Frank, P. Schlemmer, M. Stroschein. — Durch Frau Birt zur Unterstützung armer Studenten gesammelt auf der Hochzeit von F. Siering in Milwaukee, \$21. — Durch Herrn P. Eichmann in Centre, Wis.: Collecte am Confirmations-Tag \$5.45; Dankopfer von W. Zühlke in Glad-Creek \$1; persönlicher Beitrag von P. Eichmann \$4.55.

Im Namen der Anstalt dankt herzlich

E. Noß.

Für Heiden-Mission: P. Thiele, Theil der Missionsfest-Coll. seiner Gemeinde \$5.

C. Dowidat.

Für die Taubstummen-Anstalt zu Morris, durch P. J. Dejung von seiner Gemeinde in Elkhorn \$4.46.

C. D. Strubel, Cassirer.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalbuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit

Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der

ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

by A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

J. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee.